

Mit offenen Armen und frohem Herzen empfing uns Oldenburg. Ein älterer Herr, unter dem schwarzen Filzhut weißes Haar, den oberen Teil des Gesichts eingerahmt, das waren »Bartkoteletten«, schritt gemessen auf uns zu. Der Großherzog? Beinahe hatte ich es getroffen. Zwar nicht Seine Königliche Hoheit, doch jemand, der ihr nahestand, ohne den der Großherzog nicht leben konnte. Sein »Hofbäcker und Konditormeister«.

Dies gewesen. Nunmehr Hausbesitzer. Eigentümer des Hauses Schäferstraße Nr. 9. Dort sollten wir Wohnung nehmen, so drückte er sich aus, höfischem Sprachgebrauch als Hofbäckermeister zugetan. Dort wohnten Tante Mathilde und die Kusine. Christian, der »Kusäng«, wohnte in Bremen. Dort hatte er viel mit Geld zu tun, in einer Bank.

Gab es hier keine Bank? Es gab keine Alster, keinen Jungfernstieg mit seinen Läden und kostbaren Auslagen. Wenn meine Mutter hier manches anders vorkam als in Hamburg, mehr noch, als in Veracruz, sie lehnte sich nicht auf, mit keinem Wort, keiner Miene. Ihr Mann wollte, daß wir heimisch werden sollten. So wollte sie es auch. Mein Vater, ein vermögender Mann, hätte sich in Wiesbaden, München, Würzburg oder Dresden niederlassen können. Er durfte nach Belieben, Neigung oder Abneigung bestimmen. Trotzdem wurde der Entschluß nicht geändert. Aus einem Grund, den meine Mutter verstand. Hier lebte die Schwester ihres Mannes.

»Onkel Anton«, der Hausbesitzer, hielt eine Ansprache: »Sie wollten alle kommen.« Ich sah vor mir Oldenburgs Bäcker und Kuchenmeister zu Hauf, jeden mit einer Torte oder Rosinenkuchen... »Die Nachbarn der Schäferstraße.« Meine Torten und Kuchen fielen zusammen. »Aber ich habe es ihnen ausgeredet. Da bin ich beauftragt worden, die Herrschaften...« Verbeugung vor meiner Mutter, meinem Vater, Kopfnicken für den kleineren Nachwuchs. »Also ich begrüße Sie herzlich im Namen der Schäferstraße!«

Thora Thyselius Tautropfen

Ich gebe es zu, immer habe ich so allerhand Pläne im Kopf. Dies und das, wonach ich mich sehne, was ich haben möchte oder gern erleben würde, woran mein Herz hängt und was mir schön erscheint. Ich renne diesem nach und jenem und versuche, doch ein Zipfelchen von all dem zu erhaschen, wonach mir der Sinn steht. Das sind gerade keine Kleinigkeiten. Zwar keine Reise zum Mond, aber warum sollte ich nicht einmal nach Columbien reisen. Da würde ich dann eine Expedition in den Urwald machen, um auszukundschaften, ob die Chipscha-Indianer auf ihre Art und Weise dies Leben besser zu meistern verstehen und welchen Sinn sie ihrem Dasein geben und somit Leben und Tod bestehen.

Und wenn ich viel Geld hätte, dann würde ich mir eine Segeljolle kaufen oder lieber noch eine seetüchtige

Yacht. Damit würde ich dann über den Atlantik segeln oder wenigstens nach Helgoland. Und ich möchte auch wohl – naja, abwarten! Weihnachten steht vor der Tür.

Heute muß ich erst einmal Tante Anna besuchen. Sie ist schon seit Jahr und Tag krank und wird wohl auch nicht wieder gesund.

Wie mag ihr wohl zumute sein? Immer nur die vier Wände ihrer kleinen Kammer rund um sich herum! Wie erträgt sie das nur? Das Essen schmeckt ihr nicht mehr, Lesen strengt sie zu sehr an. Musik? Den ganzen Tag kann man wohl nicht Musik hören.

Mir ist angst vor dem Besuch. Aber sein muß es heute. Länger darf ich es nicht aufschieben. Ich war so lange nicht bei ihr. Ich weiß ja auch nicht einmal, womit ich ihr eine Freude machen könnte. Erzählen, wovon mir das Herz voll ist, das ist unmöglich. Mit jemandem, der keinen Teil mehr am Leben hat, mit dem muß man vorsichtig umgehen. Ein paar Blumen nehme ich ihr mit, das ist alles.

Ich gehe die alte knarrende Treppe hinauf zu Tante Annas kleiner Wohnung. Die Tür steht einen Fuß breit offen, mit einem Stein dazwischen, damit man hineinkommen kann; denn zur Tür kommen, um sie zu öffnen, das kann Tante Anna schon lange nicht mehr.

Für eine Pflegerin langt die Rente nicht. Die Gemeindegewalt kommt morgens und abends, und hin und wieder schaut die Nachbarin herein.

Die alte Frau liegt da unter ihrer weißen Decke mit ihrem feinen Gesicht und blickt immer in die gleiche Richtung. Ganz zufrieden liegt sie da in ihren Kissen und lächelt mir grüßend zu. Kein Vorwurf, daß ich so lange nicht da war, kein Fragen, wie es in der Welt da draußen aussieht.

»Komm,« sagt sie, »setz dich zu mir und schau doch nur!«

Sie weist mit ihrer durchscheinenden Hand zum Fenster hin. »Siehst du wohl, wie schön es ist?«

Was denn nur?

Ich blicke durch das Fenster, aber ich sehe nichts als die graue Mauer des Nachbarhauses und denke, wie häßlich und fleckig die Mauer ist und wie nötig der Maler sie instand setzen müßte. Tante Anna tat mir leid, weil sie immer die graue Mauer vor Augen hatte. Aber sie mußte ja wohl ganz etwas anderes erblicken. »Hast du es immer noch nicht entdeckt?« Sie sah mich fragend an, und dann mußte ich mich niederbeugen, bis mein Auge darauf fiel, auf den Tautropfen in dem Spinnweb vor dem Fenster. Da bebte er in dem leichten Morgenwind.

»Ja,« sagte Tante Anna, »erst waren es viele kleine Tropfen, so wie Perlen auf einer Schnur hingen sie da in dem kleinen Wunderwerk, was die Spinne für mich gewebt hatte.

Ich habe hier gelegen und zugeschaut, wie ein Tropfen in den anderen lief, bis zuletzt nur noch dieser eine blieb, mitten im Netz.«

Sie schwieg und merkte wohl, ich hatte sie nicht verstanden.

Ich mußte an meine große Reise denken, die ich im Sommer gemacht hatte, mitten durch das blühende Land, bei der schnellen Fahrt mit dem Auto jeden Augenblick ein neues Bild vor Augen. Wie konnte ich da viel staunen über einen einzigen Tautropfen?



Varelerhafen

Tuschzeichnung von Alfred Bruns

»Sieh nur, wie er leuchtet,« sagte Tante Anna. »Rot und goldgelb, grün und blau und violett. Jetzt blitzt er hell und scharf, und sieh nur – wie er jetzt weich und warm scheint.«

»Wie ein Diamant,« fiel mir ein.

»Diamant?« Es schien mir fast, als lächle Tante Anna ein wenig in ihren Kissen. »Diamant? – Vielleicht hast du recht. Darauf bin ich nicht gekommen. Ich, die ich hier liege in meiner Einsamkeit, ich mußte immer an einen Regenbogen denken. Ja, gerade wie der sich spannt vom Himmel bis zur Erde hernieder – all seine wunderbaren Farben spiegeln sich jetzt für mich in diesem kleinen Tropfen vor meinem Fenster.«

Heinrich Diers

De Raubmörder

Hett di al is 'n Schandarm bi de Slafittjen hadd? Mi al! Dat keem so: As ik noch 'n jungen Keerl weer, kenn ik kin gröter Pläseer: in 'e Ferjen muß ik, den Rucksack up'n Nack, faste Stävels an 'e Fööt, 'n blaue Schirmmütz up 'n Kopp, so'n Wääk of wat dieklangs strieken. So weer ik ok is in de Ostertiet unnerwägens. Ik harr in Hillgenriedersiel övernacht't un gung s'morgens los – up Greetsiel to. Jan Puustewind kemm ut'n Noordwest un maak mi dat Gahn bannig stuur. Bi't Överstiegen van so'n Rickels reet ik mi'n groden Dreeangel in minen Lodenmantel.

As ik to Middag in Noorrdiek ankeem, keek ik is up de Landkaart. Dori weg! Dat weer noch 'n hellsch wieden

Weg. Man ik harr Glück. Dar föhr jüüst 'n Zug. Ik gau rin un 'n Stück mitföhr. As ik in Nadörst utsteeg, froog ik 'n Keerl, wo ik an 'n besten na Greetsiel keem. »Över Grimmersum un Eilsum!« meen he. »Nä!« sä ik. »Nich de Chaussee langs. Dar mööt 'n Weg na 'n Diek to gahn, dat ik mehr achterum henkaam«. De Mann wies mi den Weg, un ik strampel los.

Dat fung al an to schummern, as ik Greetsiel vör mi ligen seeg. Ik freu mi un lä noch 'n Trä bi. Do keem mi – noch up'n Diek – 'n Schandarm in 'e Mööt, stell sik pratzig vör mi hen un froog mi dat Hemd van 'n Lieve: wo ik herkeem, wo ik henwull, wo ik heeten dee un of he min Papieren woll is sehn kunn. Ik kreeg dat Lachen, sä, Papieren harr ik nich bi mi, dat leet ja reinweg as 'n Verhöör! Dat weer't ok, sä he struuv. Of ik denn to'n minnsten in Greetsiel well kennen dee. »Ja!« sä ik. »In 'n ›Hogen Huse‹ bün ik al 'n paarmal wäsen. Dar will ik wedder hen!«

»So!« sä he kortaf. »Dann kommen Sie mit!«

Dat weer dat eerste – un bet vandagen ok gottloff dat leßt Mal in min Läven – dat ik vör 'n Schandarm herlopen muß. Säker, ik harr 'n rein Gewäten. Man moi weer 't doch nich. Wat keeken de Lü! Wat fluster un reckhals dat achter mi her!

As wi in 'n ›Hogen Huse‹ ankeemen, stund Warkmeister, de Kröger, achter de Theek.

»Kennen Sie diesen Mann?« froog de Schandarm. Warkmeister bekeek mi 'n Sett. Denn sä he: »Un of ik em kenn! Dat is ja de Schoolmester ut Ollnborg!« sä he, keem achter de Theek weg un geev mi de Hand.

De Schandarm harr sik dat still ankäken. Denn leep 'n Smuustergrien över sin Gesicht, un he froog Warkmeister: »Kann ik mal telefoneern?«

Warkmeister leet den Schandarm in 'e Stuuv gahn, wo dat Telefon stund.